

lebendiges zeugnis

Der Jakobusbrief

Hubert Frankemölle

Eine „strohernde Epistel“
oder ein lebendiges Zeugnis?

Markus Thureau

Seine Weisheitslehre in
der Geschichte seiner Auslegung

Ulrike Kostka

Glaube und Werke –
Gemeinde und Caritas



Hilfswerk für den Glauben

**bonifatius
werk**

Barmherzigkeit lernen

VON REGINA RADLBECK-OSSMANN

Wer Barmherzigkeit von Warmherzigkeit herleitet, liegt etymologisch falsch, sachlich aber nicht ganz daneben. Das deutsche Wort „Barmherzigkeit“ ist eine Lehnübersetzung des lateinischen *misericordia*, weshalb sein alt-hochdeutsches Pendant, in enger Anlehnung an die romanische Vorlage von „Armherzigkeit“ spricht. Gemeint ist die Bereitschaft, sich von der Not anderer so sehr bewegen zu lassen, dass es zu konkreten Taten kommt. Gemeint sind Taten, die der bestehenden Misere wirksam abhelfen.

Die Germanen waren auf eine Lehnübersetzung aus dem Lateinischen angewiesen. Für den infrage stehenden Sachverhalt hatten sie nämlich nicht einmal einen Begriff. Dies dürfte weder darauf zurückzuführen sein, dass es bei ihnen keine Armen gab, noch darauf, dass man diese ganz selbstverständlich mitversorgte, weshalb ein Wort sich erübrigte. Die Sitten dürften im Gegenteil eher rau gewesen sein. Historiker fassen die Stämme aus dem Norden heute vornehm unter den Begriff der „schriftlosen Einfachkulturen“.

Diese diskrete Bezeichnung verrät, warum unsere Vorfahren für die technisch ausgefeilten Lösungen der römischen Hochkultur, in Form von Straßen oder Wasserleitungen, ebenso wenig Sinn hatten wie für Bibliotheken oder

Theater, und weshalb eben auch Barmherzigkeit ihnen fremd war. Weil sie nicht nur den im warmen Klima des Südens ersonnenen Orten höherer Bildung, sondern auch manch anderem verständnislos gegenüberstanden, mussten die christlichen Missionare wichtige Begriffe erst einführen, bevor sie von deren sachlichen Gehalt erst sprechen konnten. Immerhin aber scheint die Botschaft als solche bei den Adressaten schließlich angekommen zu sein.

Anhand der Gleichnisse vom „Barmherzigen Vater“ (Lk 15) und vom „Unbarmherzigen Gläubiger“ (Mt 18) werden die Germanen gelernt haben, dass die Bereitschaft zur Hilfeleistung gegenüber Menschen, die durch eigene oder fremde Schuld in Not geraten waren, auch für ihre eigene Lage einen Fortschritt bedeutete.

Die Bewohner des Mittelmeerraumes waren gegenüber den Germanen einmal schon klimatisch und zivilisatorisch im Vorteil. Die differenzierteren politischen Bedingungen und gesellschaftliche Ordnungen, wie sie etwa im römischen Klientelwesen zu Tage treten, mögen erklären, warum *misericordia* sich bereits in vorchristlicher Zeit im Sprachschatz der Lateiner befand.

Damit hatten die Römer immerhin ein Wort für das, was sie an der Praxis christlicher Gemeinden beobachteten,

wenngleich ein wirkliches Verständnis dieser Praxis auch ihnen noch fehlte. Man fand es ohnehin recht eigenartig, dass die Christen sich wie die Juden an jedem siebten Tag der Arbeit enthielten. Gänzlich unfassbar aber war es, dass die Angehörigen dieses gekreuzigten Christus nicht nur für ihre eigenen Kranken sorgten, ihre eigenen Gefangenen besuchten und ihre eigenen Toten bestatteten, sondern diese Fürsorge auch ihnen unbekannt, namenlosen Menschen angedeihen ließen, Menschen, mit denen sie rein gar nichts zu tun hatten und von denen deshalb auch keinerlei Gegenleistung zu erwarten war.

Die für heidnische Verhältnisse spektakuläre Liebestätigkeit der Christen dürfte ein wesentlicher Grund für den missionarischen Erfolg dieser jungen Religion gewesen sein. Zumindest deutet ein Brief Kaiser Julians II. dahin.

Der Herrscher hatte es sich Mitte des vierten Jahrhunderts in den Kopf gesetzt, den Einfluss des im Römerreich längst etablierten Christentums zurückzudrängen und das Heidentum wieder einzuführen.

Das kaiserliche Schreiben schärft seinen Adressaten deshalb ein, das Handeln der verhassten Christen auf das Genaueste nachzuahmen und sich mit aufrichtigem Eifer mildtätiger Werke zu befleißigen. Dabei reiche es nicht, wenn nur die Priesterschaft mit gutem Beispiel vorangehe. Die Christen einzuholen und ihnen den Rang abzulaufen, das gelinge nur, wenn sämtliche Mitglieder der heidnischen Gegenbewegung sich konsequent mildtätig verhielten.

Der Brief des Kaisers ist erhalten geblieben, eine durchschlagende Wirkung scheint er nicht gehabt zu haben. Mit lediglich zwei Jahren Dauer ist die von Ju-

lian betriebene Wiedereinführung des Heidentums historisch eine Episode geblieben. Die 2000-jährige Geschichte des Christentums nimmt sich dagegen geradezu erstaunlich aus, nicht zuletzt, wenn man sie unter dem Blickwinkel der gelebten Barmherzigkeit liest. Die Tugend der Barmherzigkeit ist, wie Thomas von Aquin, der Meisterdenker des Christentums, ausführt, nämlich ein durchaus brisantes und von daher ein erklärungsbedürftiges Gut.

Wer jedem Not Leidenden das Nötige zuteilt und nicht mehr fragt, ob der Betreffende schuldhaft oder schuldlos in seine missliche Lage gekommen ist, unterläuft mit diesem Handeln nämlich jede Leistungsethik und so manche Vorstellung von Gerechtigkeit.

Der *doctor angelicus* erkennt richtig, dass sich zwischen Gerechtigkeit einerseits und Barmherzigkeit andererseits ein Spannungsverhältnis aufbaut. Sein Kommentar zum Matthäusevangelium kommt deshalb zu dem Ergebnis: „Gerechtigkeit ohne Barmherzigkeit ist Grausamkeit, Barmherzigkeit ohne Gerechtigkeit ist die Mutter der Auflösung“.

Dieser Doppelsatz bringt eine Einsicht in das Wesen des Guten auf den Punkt, die Jesus in Wort und Tat verkündete, ja verkörperte. Am ethischen Inhalt seiner Botschaft kann kein Zweifel sein, verlangt sie doch eine Gerechtigkeit, die größer ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer (Mt 5,20). Wie eine solche Gerechtigkeit aussieht, ist der Bergpredigt unschwer zu entnehmen. Sätze wie Mt 5,28, die besagen: „Wer eine Frau auch nur lüstern ansieht, um sie zu begehren, hat in seinem Herzen schon Ehebruch mit ihr begangen“, bringen den Lesefluss eines Lesers selbst

dann ins Stocken, wenn er den Text schon kennt.

Dass es Jesus mit diesen hoch stehenden Positionen durchaus ernst war, steht außer Frage, folgen sie doch mit innerer Notwendigkeit aus der Botschaft vom Reich Gottes als einer Lebensordnung, in der der Wille des Schöpfergottes unvermindert zum Tragen kommt.

So klar die ethische Ansage Jesu damit ist, so klar ist auch, dass sie die Messlatte sehr hoch legt.

Das zweifellos mit gutem Grund: Wer erlöst ist, soll fortan handeln wie ein Erlöster. So gut die Gründe für dieses hohe Niveau jedoch auch sein mögen, sie werden nicht verhindern, dass selbst Menschen, die diese Gerechtigkeit anzielen, sie mitunter schuldhaft oder schuldlos verfehlen.

Jesus weiß darum und handelt, wo immer er belastetes, zerbrochenes oder gefährdetes Leben sieht: Er holt den beschämten Zachäus aus seinem Blätterversteck, bewahrt die Ehebrecherin vor der Steinigung und hält öffentlich Mahl mit stadtbekanntem Sündern. Keinen einzigen dieser Unglücklichen fragt er nach seinem Vorleben. Stets geht es ihm vorrangig darum, die konkrete Not abzuwenden und eine neue, gedeihliche Lebensbasis herzustellen.

Deshalb zielen auch die Worte, mit denen er die wieder Aufgerichteten schließlich entlässt, nicht auf die Last des in der Vergangenheit Verfehlten, sondern auf die Gegenwart einer neu geschenkten Lebendigkeit: „Geh nun und sündige fortan nicht mehr“ (Joh 8,11), „Deine Sünden sind dir vergeben“ (Mk 2,5) oder „Nimm dein Bett und geh“ (Joh 5,8). So spricht nicht der Relativismus der Beliebigkeit, sondern die unbedingte Liebe zum Menschen, geäußert in der

nicht zu erschütternden Autorität des durch und durch Guten.

Mit seiner doppelten Botschaft von Gerechtigkeit einerseits und Barmherzigkeit andererseits hat das Christentum sich nicht nur unter Römern und Germanen, sondern in der ganzen antiken Welt ausgebreitet und dem jeweils angestammten Ethos dabei Wachstumsimpulse gegeben. Aufgrund der Begegnung mit dem Christentum wich die antike Gesellschaft sogar von Richtgrößen wie Platon und Aristoteles ab. Hatten diese etwa in der Frage nach der angemessenen Haltung gegenüber behinderten Menschen noch auf die Volksgesundheit verwiesen und empfohlen, behinderte Kinder sofort zu töten, so trat das Christentum dem entgegen.

Indem es nachdrücklich davon sprach, dass jeder Mensch Geschöpf Gottes und damit wertvoll ist, führte es allmählich einen Gesinnungswandel herbei. Ähnlich humanisierend wirkte der Einfluss des Christentums etwa auf den Hippokratischen Eid. Mit Blick auf die gebotene Schonung der Ressourcen untersagten dessen vorchristliche Fassungen es den Ärzten noch, sich Schwerkranken zuzuwenden. Auch dies und manches andere änderte sich in der Begegnung mit den religiösen Maximen der Christen.

So hat das Christentum mit seiner Suche nach einer gerechten und barmherzigen Lösung das globale Ethos schließlich mehrfach befruchtet und wird dies vermutlich weiter tun, denn seine innere Spannung verlangt und provoziert Fortentwicklungen.

Über Gerechtigkeit kann man sich einigen. Barmherzigkeit bleibt jedoch ein konstant widerspenstiges Gegenüber und zeigt sich in dieser Eigenschaft überall dort, wo die Menschen aus dem

Blick zu geraten drohen, die an den jeweils herrschenden Vorstellungen von Gerechtigkeit scheitern. In dieser Widerspenstigkeit deckt Barmherzigkeit heute etwa die grausamen Seiten einer Weltordnung auf, die den internationalen Handelsgesetzen zufolge gerecht ist, einer großen Zahl von Menschen aber dennoch elementare Lebensgrundlagen entzieht und damit indirekt tötet.

Mit derselben Widerspenstigkeit, die sie auch andernorts an den Tag legt, hinterfragt Barmherzigkeit freilich auch das Handeln der Kirche selbst.

Hier gilt seit alten Zeiten der Grundsatz: Die Kirche hasst die Sünde, aber sie liebt die Sünder. Ein kluger Satz, denn wen sonst sollte die Kirche lieben, bestehen ihre Mitglieder doch ausschließlich aus Menschen, die stets beides zugleich sind, Gerechte und Sünder. Unter diesen gerechten Sündern gibt es allerdings seit langem eine große Gruppe, die sich aufgrund ihres Scheiterns an kirchlichen Normvorstellungen ausgegrenzt sieht und von der Liebe der Kirche deshalb nur wenig spürt: sowie wiederverheirateten Geschiedenen. Wann immer die Angehörigen dieser Gruppe um eine Verbesserung ihrer Situation bitten, werden sie je neu auf die Unauflöslichkeit der Ehe hingewiesen und an ihr persönliches Scheitern erinnert. Dabei kommt es seit Jahrzehnten zu keiner Fortentwicklung.

Barmherzigkeit wird für diese Menschen deshalb allenfalls zu einem Zufallsfund, dies dann, wenn der eine Seelsorger sich anders verhält als ein anderer. Die Haltung der Kirche als ganzer hingegen kommt ihrer Not nicht entgegen. Das ist erstaunlich und verlangt nach einer Erklärung!

Hat man Thomas vergessen, der doch betont hat, dass Gerechtigkeit ohne Barmherzigkeit grausam ist?

Freilich, da ist noch die zweite Hälfte vom Doppelsatz des Aquinaten. Sie warnt davor, dass Barmherzigkeit ohne Gerechtigkeit zur Mutter der Auflösung werde.

Eine Auflösung ist gerade angesichts des stark betonten Ideals jedoch nicht zu befürchten, erwartet man doch auch nicht, dass die barmherzige Haltung, die selbst ein reuiger Mörder noch erfährt, in der Gesellschaft als Ganzer das Tötungsverbot aufhebt.

Darüber hinaus scheint eine Auflösung gerade im Falle der Ehe keine wirkliche Gefahr darzustellen, ist diese nach katholischem Verständnis doch, wie immer wieder betont wird, per se unauflöslich!

So steht derzeit wohl ein Lernprozess für die Kirche an, in dem sie sich nach Germanen, Römern und anderen Adressaten selbst aufmacht und lernt, was es heißt, wie Gott selbst barmherzig zu sein.

In der Zwischenzeit mag man sich schon einmal vorstellen, welche Dynamik von einem solchen Lernergebnis ausgehen könnte!

Eine Kirche, die nicht nur Jesu Wort von der größeren Gerechtigkeit lebendig hält, sondern auch seine Praxis einer zuvorkommenden Barmherzigkeit fortsetzt, das wäre eine Kirche, die fürwahr beeindruckte.

Gut vorstellbar ist, dass sie so manche heidnischen Mächte auch jenseits von Germanien und Rom erschütterte und sie dazu bewegte, das Verhalten der von den ihnen so fremden Christen nachzuahmen.